

SUSANNE GOGA | Die Sprache der Schatten

## SUSANNE GOGA IM GESPRÄCH

*Wie kommen Sie auf die Themen Ihrer Romane? Und was hilft Ihnen bei der Ideenfindung?*

Meine Themen entdecke ich oft zufällig. Beim »Leonardo-Papier« kam ich durch die Lektüre von Bill Brysons »Eine kurze Geschichte von fast allem« auf das Thema Geologie. Bei »Die Sprache der Schatten« war es ein Artikel im *Spiegel*, den ich vor Jahren gelesen hatte. Manchmal streife ich auch durchs Internet und probiere einfach ein bisschen herum. Meist sind es aber Bücher, Fernsehsendungen, Zeitungsartikel und Ähnliches, bei denen ich aufhorche und denke, das könnte sich lohnen.

*Braucht man zum Schreiben eigentlich viel Disziplin? Und wie und wann arbeiten Sie am liebsten?*

Ich glaube, man braucht für alle freien Berufe eine gewisse Selbstdisziplin. Wenn niemand kontrolliert, wann und wie viel man arbeitet, muss man sich aus eigenem Antrieb motivieren. Das geht natürlich nur, wenn man die Arbeit gern macht. Und das ist bei mir der Fall – wobei mich natürlich auch mal Facebook oder ein Online-Spiel vom rechten Weg abbringen.

*Welchen historischen Roman haben Sie persönlich am liebsten gelesen?*

Schwierige Frage. Darf ich auch mehrere nennen? »Das Urteil am Kreuzweg« von Iain Pears, »Trinity« von Leon Uris, die Jugendbuch-Trilogie von Klaus Kordon (»Die roten Matrosen«, »Mit dem Rücken zur Wand«, »Der erste Frühling«) und die Waringham-Trilogie von Rebecca Gablé. Auch »Kristus« von Robert Schneider und »Q« von Luther Blissett, die beide zur Zeit der Reformation spielen, haben mir gut gefallen. Lauter unterschiedliche Epochen – ich interessiere mich für fast alles.

*Über die Autorin*

Susanne Goga, 1967 geboren, ist eine renommierte Literaturübersetzerin und schrieb bereits zwei historische Kriminalromane, bevor sie sich mit »Das Leonardo-Papier« dem klassischen historischen Roman zuwandte. »Die Sprache der Schatten« ist ihr zweites Buch im Diana Verlag. Mehr über die Autorin erfahren Sie auf ihrer Website unter: [www.susannegoga.de](http://www.susannegoga.de)

SUSANNE GOGA

# Die Sprache der Schatten

Roman

**Diana** Verlag



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete  
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*  
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Originalausgabe 06/2011

Copyright 2011 by Diana Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Dieses Werk wurde vermittelt durch die  
Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen  
Redaktion | Angelika Lieke

Umschlaggestaltung | t. mutzenbach design, münchen  
Umschlagmotiv | © The Bridgeman Art Library und  
Märkisches Museum Berlin/akg-images

Herstellung | Helga Schörnig

Satz | Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung | GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany 2011

978-3-453-35468-5

*Für meine Freundin Antje*

*1966–2010*

*Wir waren ein gutes Team.*



## PROLOG

Das Gehör kehrte als Erstes zurück. Schritte, das leise Quietschen von Schuhsohlen auf Linoleum, das Klatschen von Zweigen, die gegen die Fenster schlugen. Das Klappern von Geschirr. Türen, die geöffnet und geschlossen wurden. Das Rascheln von Kleidung, von gestärktem Stoff. Stimmen hörte er auch, Männer und Frauen, laut und leise, mahnend und im Befehlston, dann und wann ein Lachen.

Er lag auf einer weichen Unterlage. Ein Bett. Alles roch sauber. Er froh nicht, spürte ein Gewicht auf sich, das musste die Decke sein. Unter seinem Kopf war es auch weich, doch der Schmerz überlagerte die angenehme Empfindung. Solange er sich nicht bewegte, ließ er sich ertragen.

Er wagte nicht, die Augen zu öffnen. Zu viel Bewegung. Zu viel Unruhe. Also stellte er sich das Zimmer vor. Denn ein Zimmer musste es sein; er froh ja nicht und lag trocken. Ein Zimmer in einem Krankenhaus vielleicht. Die Schritte könnten von den Schwestern stammen, das Rascheln von ihrer gestärkten Tracht, dazu die Stimmen auf dem Flur, der saubere Geruch der Wäsche. Alles fügte sich zu einem Bild.

Er öffnete die Augen. Was er sah, kam dem Bild sehr nahe. Das innere Auge malte, was er hörte und roch, und es irrte sich selten. Langsam drehte er den Kopf nach links. Ein Fensterkreuz, Blätter, auf denen die Sonne grüngoldene Flecken tanzen ließ. Ein Zweig schlug gegen das Glas.

Er schlief wieder ein.

Beim nächsten Aufwachen wandte er den Kopf nach rechts. Ein Waschtisch, ein metallener Nachtschrank, auf dem ein Strauß weißer Levkojen stand. Wer mochte ihn dorthin gestellt haben?

Das Denken machte ihn müde.

Er erwachte erneut, als die Tür geöffnet wurde. Eine Frau in schwarz-weißer Tracht kam herein, in der Hand ein Tablett. Sie trat an sein Bett und sah ihn überrascht an. Das Gesicht unter dem Schleier war jung und unverbraucht.

»Sie sind ja wach. Ich bin Schwester Adelgund.«

Eine Ordensschwester. »Wo bin ich?«, fragte er mit rauher Stimme.

»Im Krankenhaus Maria Hilf in Gladbach«, erwiderte sie sanft. »Seit drei Tagen.«

»Wie bin ich hergekommen?«

»Sie hatten einen Unfall. Können Sie sich daran erinnern?«, fragte sie und stellte das Tablett auf den Nachttisch.

»Einen Unfall?«, fragte er verwirrt.

Sie legte ihm eine kühle Hand auf die Stirn. »Ja, einen Reitunfall. Vermutlich hat Ihr Pferd wegen des Gewitters gescheut. Man hat Sie kurz vor der Stadt neben einem Feldweg gefunden. Sie sind unglücklich gestürzt und mit dem Kopf auf einen Stein geschlagen.«

Er hob zögernd die Hand.

»Es ist die linke Seite«, erklärte die Nonne. »Bitte nicht anfassen, Ihr Kopf ist verbunden. Sie wurden vorgestern operiert, die Wunde muss verheilen.«

Er schluckte und merkte auf einmal, wie trocken Mund und Kehle waren.

Sie schien seine Gedanken zu errahnen, goss Wasser in ein Glas und hielt es ihm an die Lippen. Ein Rinnsal sickerte an sei-



nem Hals hinunter, und sie tupfte es mit einem Mulltuch ab. Er fühlte sich hilflos.

»Besser?«

»Ja.« Nicken konnte er nicht, es tat zu weh. »Warum hat man mich operiert?«

Der Nonne schienen die Fragen unangenehm zu sein. »Ich schicke nachher den Arzt zu Ihnen. Wenn er es für geboten hält, wird er mit Ihnen über alles sprechen. Das hier ist gegen die Schmerzen.« Sie gab weißes Pulver in sein Wasserglas, ließ ihn trinken und verließ dann rasch das Zimmer.

Er dämmerte wieder weg.

Als er aufwachte, hatten sich die Schmerzen etwas gelegt, doch verspürte er großen Durst. Er versuchte zu rufen, aber seine Stimme klang so schwach, dass niemand ihn hörte. Er schob die Hand zum Rand des Bettes, bis sein Arm schlaff herunterfiel, nahm alle Kraft zusammen und schlug gegen den metallenen Nachttisch.

Eine Nonne kam herein. »Was ist das für ein Lärm?«

»Ich möchte trinken«, sagte er.

Sie goss ihm Wasser ein. »Gleich kommt der Arzt. Hat das Mittel gewirkt, das ich Ihnen gegeben habe?«

»Sie sind doch gar nicht bei mir gewesen«, erwiderte er verwirrt.

Die Nonne lächelte nachsichtig. »Nach einer Operation ist man gelegentlich ein bisschen durcheinander – das hat nichts zu bedeuten.«

»Ich bin nicht durcheinander«, erwiderte er, erstaunt über seine Vehemenz. »Ich habe Sie noch nie gesehen.«



*Berlin, Winter 1874*

Erde aufs Grab zu werfen war unmöglich, so hart war der Boden in diesem unerbittlichen Winter gefroren. Daher stand ein Korb mit Schnittblumen bereit, die schon anfangen zu welken. Rika Hesse schob die Hände tiefer in ihren Muff. Hätte sie geweint, wären die Tränen als eisige Rinnsale auf ihrem Gesicht erstarrt. Doch sie hatte sich ausgeweint, ihre Kraft reichte nur noch, um in der Kälte zu stehen und abzuwarten, bis der Pfarrer die Grabrede beendet hatte. Die Worte prallten an ihr ab. Sie hatte keinen Sinn für Auferstehung und Erlösung; sie wusste nur, dass sie einen entsetzlichen Verlust erlitten hatte.

Die Kraft ihrer Gefühle überraschte sie selbst. Anfangs hatte sie nicht geglaubt, Conrad Hesse könne ihr jemals so ans Herz wachsen. Er war schon Ende vierzig gewesen, als er um ihre Hand anhielt. Zunächst hatte sie es gar nicht glauben können; zu weit waren ihre Welten voneinander entfernt. Conrad Hesse, ein wohlhabender, weltgewandter Mann, dessen Damenkonfektion überall im Reich einen ausgezeichneten Ruf genoss, der Handel mit Gott und der Welt trieb und ganz Berlin kannte. Und dazu sie, Friederike Müller, die Tochter eines früh verstorbenen Geigenlehrers aus der Georgenvorstadt.

Die Erinnerungen an die Sonntagsspaziergänge mit dem Vater waren lebendig geblieben. Sie wusste noch, wie sie an seiner Hand die belebte Landsberger Straße hinaus bis zum Landsber-

ger Tor gelaufen war, hinter dem der grüne Friedrichshain lag. Wie sie bei schönem Wetter in Gartenwirtschaften eingekehrt waren, in denen traditionell Blumentöpfe verlost wurden. Viele Spaziergänger gingen mit blühenden Töpfen in der Hand nach Hause. Auch der Vater gewann ab und zu einen, den er daheim mit galanter Geste der Mutter überreichte.

Nach dem Tod ihres Mannes war Klara Müller gezwungen gewesen, sich Arbeit zu suchen. Sie verstand sich aufs Nähen, besaß einen scharfen Blick und geschickte Hände. Dazu den Willen, auf keinen Fall als elende Heimarbeiterin zu enden, wie sie zu Zehntausenden in den Mietskasernen im Norden und Osten der Stadt wohnten. Nein, Klara Müller wählte einen anderen Weg.

Von dem wenigen Geld, das ihr Mann ihr hinterlassen hatte, kaufte sie eine gebrauchte Schneiderpuppe, einen Reifrock und meterweise feinsten Brokatstoff, aus dem sie in tagelanger Arbeit ein prachtvolles Ballkleid fertigte. Sie drapierte es über die Schneiderpuppe, hängte zum Schutz gegen die Witterung ein altes Laken darüber, gab ihre Tochter Rika in die Obhut einer Nachbarin und leistete sich eine Droschke zum Hausvogteiplatz.

Nur der Name erinnerte noch daran, dass hier einmal die Hausvogtei, das alte Berliner Stadtgefängnis, gestanden hatte. In den vergangenen dreißig Jahren hatten sich in der Gegend zahlreiche Firmen angesiedelt, die in Serie gefertigte Kleidungsstücke anboten. Der Handel mit fertiger Kleidung hatte die Mode auch jenen Damen erschlossen, die sich keine Maßkleidung leisten konnten. Der Hausvogteiplatz wurde inzwischen von mehrstöckigen Gebäuden gesäumt, an deren Fassaden zahlreiche Namenszüge prangten, in jedem Stockwerk mindestens einer. »Gebr. Heller und Horwitz«, war dort zu lesen, »Hermann

Heinemann« oder »Gebr. Lewy – Blusen und Kleider«. Überall sah man Pferdegespanne und Bollerwagen, in denen Waren herbeigeschafft oder ausgeliefert wurden. Hier gab es über tausend Konfektionsfirmen, die Damenmode anboten; nirgendwo sonst wollte Klara Müller arbeiten. Nicht in einer lärmenden Fabrik, nicht in ihrer engen Wohnung, sondern in einem hellen, trockenen Raum an einem Platz, der in ganz Deutschland berühmt war. Berliner Konfektion lautete das Zauberwort.

Noch immer sprach der Pfarrer, noch immer war Rika Hesse in Erinnerungen versunken. Sie hatte ihre viel zu früh verstorbene Mutter bewundert und die Geschichte nicht oft genug hören können, wie sie mit dem selbst genähten Ballkleid und der Schneiderpuppe in die Räume der Firma Hesse in der angrenzenden Jerusalemer Straße marschiert war und sich dort bis zum Besitzer durchgefragt hatte. »Wie hast du das gemacht? Wollten sie dich nicht wegschicken? Niemand kannte dich dort.«

Ihre Mutter hatte gelächelt. »Ich hatte meine Referenz dabei. Sobald ihre Blicke auf die Schneiderpuppe fielen, wurden sie stumm. Es war aber auch ein herrliches Kleid.«

Was danach kam, sah Rika vor sich, als wäre sie dabei gewesen. Conrad Hesse, den man auch den Mantelkönig von Berlin nannte, war ungehalten aus seinem Kontor gestürmt, als er die Unruhe im Vorzimmer vernahm, hatte dann aber sprachlos von der unscheinbaren Frau im dunklen Mantel zu der Puppe geblickt, die sie wie eine Lanze neben sich aufgepflanzt hatte.

»Was hat das zu bedeuten?« Sein Ton war herrisch, aber nicht unfreundlich gewesen.

»Ich würde gern für Sie arbeiten«, hatte die Mutter unverblümt erwidert. »Dies ist meine Arbeitsprobe.«

Conrad Hesse war daraufhin einmal langsam um die Puppe

herumgegangen, hatte über den Stoff gestrichen, die Nähte begutachtet, hier und dort am Rock gepufft und sich dann an seinen Sekretär gewandt, der mit offenem Mund zuschaute.

»Herr Keller«, sagte er, »brauchen wir noch jemanden für die Modellabteilung?«

Der Sekretär schüttelte verwundert den Kopf. »Wir sind mit Kräften bestens ausgestattet, Herr Hesse.«

»Sehen Sie sich die Schnittführung an, die wunderbaren Linien! Die Raffung des Rockes ist vollkommen. Eine solche Schneiderin dürfen nicht Manheimer oder Gerson überlassen. Regeln Sie das Nötige.«

Was aus dem Kleid geworden war, wusste Rika auch – Frau Helene Hesse hatte es im selben Jahr bei einem Ball getragen.

*»Der Herr ist mein Hirte«, intonierte der Pfarrer, »mir wird nichts mangeln. Er weidet mich auf grüner Aue und führet mich zum frischen Wasser. Er erquicket meine Seele; er führet mich auf rechter Straße um seines Namens willen. Und ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück; denn du bist bei mir, dein Stecken und dein Stab trösten mich. Du bereitest mir einen Tisch im Angesicht meiner Feinde. Du salbest mein Haupt mit Öl und schenkest mir voll ein. Gutes und Barmherzigkeit werden mir folgen mein Leben lang, und ich werde bleiben im Hause des Herrn immerdar.«*

Als er zu Ende gesprochen hatte, trat er vor und warf eine der halb erfrorenen Blumen auf den Sarg.

Nun war sie an der Reihe. Rika vollzog das Ritual und hörte die Blume mit einem leisen Klatschen auf das kalte Holz fallen. Sie ging beiseite, ohne sich zur Trauergemeinde umzudrehen. Sie wollte allein sein mit ihren Erinnerungen.

Sie war zwölf gewesen, als ihre Mutter die Stelle bei Hesse antrat, und von dem Zeitpunkt an war es ihnen besser ergangen.

Wenngleich nichts den Verlust des Vaters aufwiegen konnte, mussten sie immerhin nicht mehr um ihre Existenz fürchten. Rika konnte die Schule besuchen, trug hübsche Kleider und lernte sogar ein wenig Geige spielen, wobei sich jedoch bald erwies, dass sie das Talent ihres Vaters nicht geerbt hatte. Talent ist gegeben, alles andere kann wachsen, hatte er gern gesagt, worin sie ihm ganz und gar zustimmte.

Klara Müller war rasch zu einer unentbehrlichen Modellschneiderin aufgestiegen, deren Arbeiten im ganzen Deutschen Reich und sogar ins Ausland verschickt wurden. Ihrer Tochter brachte sie bunte Stoffreste, glitzernde Bänder und hübsche Knöpfe mit, aus denen sie Puppenkleider und Haarschleifen fertigte.

Rika wurde rasch erwachsen. Bald mussten sich keine Nachbarinnen mehr um sie kümmern, wenn die Mutter bei der Arbeit war; sie kam aus der Schule, machte ihre Hausaufgaben, versah den Haushalt und vertiefte sich danach in ihre Bücher. Manchmal wagte sie sich auch allein in die Straßen der Stadt, lief bis zum Alexanderplatz und zum Schloss und hinüber zum Alten oder Neuen Museum. Nur eines bereitete ihr Sorgen: Was sollte werden, wenn sie mit der Schule fertig war?

Herr Hesse hatte schon anfragen lassen, ob das junge Fräulein Müller ebenfalls in seinem Haus arbeiten wolle, doch Klara hatte ausweichend geantwortet, weil sie spürte, dass Rika nicht zur Schneiderin geboren war. Sie las viel und erhielt Zeichenunterricht, presste Blumen und fertigte kleine Alben an, doch Handarbeiten erledigte sie nur, wenn die Mutter sie ausdrücklich dazu aufforderte. Nie griff sie von sich aus zu Nadel oder Stickrahmen.

Wie aber sollte sich ein junges Mädchen mit Lesen und Zeichnen seinen Unterhalt verdienen? Lehrerin oder Gouver-

nante konnte sie zwar werden, doch dafür zeigte Rika keine Neigung. Zwar hütete sie dann und wann jüngere Kinder, konnte sich aber nicht vorstellen, täglich vor einer Schulklasse zu stehen. Mutter und Tochter sprachen es nicht aus, doch die Frage wurde zunehmend drängender.

Eigentlich hätte sie sich umdrehen, neben dem Grab stehen bleiben und die Beileidsbekundungen der Trauergäste entgegennehmen müssen. Die gesamte Belegschaft der Firma war erschienen, wie es sich beim Tod eines Unternehmers gehörte. Sie aber ehrte ihren Mann, indem sie still neben dem Grab verharrte und an ihre erste Begegnung zurückdachte. Alles andere war bloßes Ritual.

Es war an ihrem achtzehnten Geburtstag gewesen. Sie hatten verabredet, dass Rika ihre Mutter von der Firma abholen sollte, dann wollten sie in einem schönen Café Kuchen essen. Solchen Luxus erlaubte Klara Müller sich nur selten, doch dieser Tag sollte etwas Besonderes sein. Rika zog es vor, die Geschäftsräume nicht zu betreten, da die Frau des Besitzers erst kürzlich gestorben war und eine gedämpfte Stimmung über der ganzen Firma lag.

Sie ging vor dem Haus auf und ab und genoss die Frühjahrs-sonne, deren erste schwache Strahlen kaum ihr Gesicht wärmten. Wo blieb ihre Mutter nur? Sie schaute nach oben zur Fensterflucht im ersten Stock, hinter der sich die Kontore, Werkstätten und Vorführräume befanden. Sie war ein paarmal dort gewesen, hatte von einer Kollegin ihrer Mutter eine Zuckerstange bekommen, für die sie eigentlich schon zu groß war, doch ansonsten war ihr der Ort, an dem Klara Müller ihren Lebensunterhalt verdiente, fremd geblieben.

Dann war die Mutter plötzlich da. Das Gesicht ein wenig ge-



rötet, kam sie auf sie zugeeilt und winkte Rika heran. »Du sollst nach oben kommen«, sagte sie. »Zu Herrn Hesse.«

»Warum?«, fragte das Mädchen erstaunt. »Er kennt mich doch gar nicht.«

Die Mutter nahm sie ungeduldig am Arm. »Er hat dich vom Fenster aus gesehen.« Sie führte Rika ins Treppenhaus und die Stufen hinauf. »Kürzlich hat er sich nach dir erkundigt. Ob du die Schule beendet hättest und nicht doch als Schneiderin bei ihm anfangen wolltest. Das war ein sehr großzügiges Angebot. Aber ich sagte ihm, dass es dir einfach nicht liege.«

»Warum will er mich dann kennenlernen?«, fragte Rika, der die Aufforderung unangenehm war.

»Ich habe ihm von deinen Zeichenstunden erzählt«, erklärte Klara Müller mit kaum unterdrückter Erregung in der Stimme. »Er meinte, er könnte dich vielleicht für Modezeichnungen gebrauchen oder Werbeplakate. Liebes, das ist eine ganz außerordentliche Gelegenheit, du solltest sie nutzen.«

Verwirrt blieb Rika stehen. Die Neuigkeit kam so unverhofft, dass sie erst einmal tief durchatmen musste. Doch die Mutter ließ ihr keine Zeit. »Rasch, er hat noch andere Dinge zu tun – er ist ein vielbeschäftigter Mann.«

Die Doppeltür, hinter der die Firmenräume lagen, trug in goldenen geschwungenen Buchstaben die Aufschrift *C. Hesse – feinste Damenkonfektion*. Rika strich rasch ihren Mantel glatt. Wie gut, dass sie ihre besten Sachen angezogen hatte.

»Sei ruhig und höflich, aber zeige auch, dass es dir ernst ist.« Ihre Mutter öffnete die Tür.

Die Räume waren hoch und mit dunklem Holz getäfelt. Überall standen Schneiderpuppen, die Kleider und Mäntel nach der neuesten Mode trugen; es gab hohe Regale mit Stoffballen

und Schubladen mit Porzellanknäufen, in denen Kurzwaren aller Art gelagert wurden. In einem großen Raum zu ihrer Linken saßen Frauen, die die Köpfe vorgebeugt hielten und die Füße im gleichen Rhythmus bewegten, als marschierten sie in einer Militärparade. Doch sie traten nicht aufs Pflaster, sondern auf die Pedale ihrer Nähmaschinen. »Singer, die besten der Welt«, hatte ihre Mutter einmal gesagt. In einem angrenzenden Raum standen große Tische, auf denen Muster zugeschnitten wurden. Einige Angestellte waren in Entwürfe vertieft.

Rika blickte durch eine Zimmerflucht auf eine geschlossene Tür ganz am Ende. »Dort hat Herr Hesse sein Kontor.«

Die Mutter ging vor, Rika folgte ihr auf dem Fuß. Sie spürte die neugierigen Blicke der Angestellten im Rücken.

Im vorletzten Raum blieb die Mutter stehen. »Herr Keller, ich habe meine Tochter geholt. Herr Hesse möchte mit ihr sprechen.«

Der Sekretär schob eine Schreibmappe beiseite, neigte kurz den Kopf, stand auf und klopfte an die Tür. Auf das von innen ertönende »Herein« sagte er »Bitte« und hielt ihnen die Tür auf.

Conrad Hesse war ein beeindruckender Mann. Groß und breitschultrig, mit dunklem, von grauen Fäden durchsetztem Haar, das er wie ein Künstler lang und nach hinten gekämmt trug. Er wirkte unerschütterlich. Doch Rika sah noch mehr. Eine Traurigkeit, die sich in sein Gesicht gegraben hatte, eine leichte Rötung der Augen. Der Tod seiner Frau hatte ihn offenkundig schwer getroffen.

Er stand auf und trat hinter dem massiven Mahagonischreibtisch hervor. Er betrachtete Rika prüfend, schaute dann zu ihrer Mutter und sagte: »Ich würde gern allein mit Ihrer Tochter sprechen.«

Mit einem verwunderten Blick verließ Klara Müller den Raum und zog die Tür hinter sich zu.

»Erzählen Sie mir von Ihren Zeichnungen.« Es war der Beginn eines langen Gesprächs gewesen, eines Zwiegesprächs, das acht Jahre gedauert hatte und erst vor wenigen Tagen für immer zu Ende gegangen war. Conrad Hesse hatte die sechsmonatige Trauerzeit abgewartet, die für einen Witwer galt, und ihr danach einen Antrag gemacht.

Sosehr Conrad ihr ans Herz gewachsen war, hatte die Heirat das Verhältnis zu ihrer Mutter schwieriger gemacht. Klara Müller war skeptisch wegen des großen Altersunterschieds gewesen. Natürlich war es ein Grund zur Freude, dass die Tochter einen so einflussreichen und wohlhabenden Mann gefunden hatte, doch die Schneiderin hatte sich in diesen Kreisen nicht wohlfühlt und Einladungen in die Villa Hesse stets höflich ausgeschlagen. Nach einem Unfall musste Klara an Krücken gehen und konnte ihren Beruf nicht mehr ausüben. Sie hatte darauf bestanden, in ihrer Wohnung nahe des Georgenkirchhofs zu bleiben, und lediglich zugelassen, dass Rika eine Zugehfrau bezahlte, die Einkäufe für sie erledigte und sauber machte. Sie freute sich, wenn ihre Tochter sie besuchte, doch beide spürten, dass sie nicht mehr in derselben Welt lebten. Wann immer Rika in der Kutsche nach Osten hinausfuhr, kam es ihr vor wie eine weite Reise in die Kindheit. Die Georgenvorstadt war die Vergangenheit und ihre Mutter der Magnet, der sie dorthin zog. Vor vier Jahren war Klara gestorben und auf ihren Wunsch neben dem Vater auf dem Georgenkirchhof bestattet worden. An jedem ersten Sonntag im Monat unternahm Rika, manchmal zusammen mit ihrer Stieftochter Anna, die Fahrt nach Osten, um Blumen auf das Grab zu legen. Von nun an würde sie ein weiteres Grab besuchen.

Eine Hand legte sich auf ihre Schulter. Es war der Pfarrer. »Frau Hesse, ich störe Sie ungern in Ihrer Trauer, aber die Leute warten. Sie möchten Ihnen kondolieren.«

Es gab kein Zurück, sie musste sich dem Leben ohne Conrad stellen. Rika holte tief Luft und drehte sich zur Trauergemeinde um, doch sie sah nur das Gesicht ihres Stiefsohns. Und schrak zurück. In Alexanders Blick lag ein Funkeln, das tiefer in sie drang als die eisige Winterluft.

*Düsseldorf, Sommer 1876*

Stephan Rungrath hatte den Abschied so lange wie möglich hinausgezögert, weil er sich davor fürchtete.

»Was ist los?«, fragte Willy. »Habe ich etwas Falsches gesagt?«

Stephan rührte sich nicht und kehrte ihm den Rücken zu, damit ihn sein schlechtes Gewissen nicht verriet. Willy fand nicht immer die richtigen Worte, das hatte Stephan ihn oft genug spüren lassen, und seither bemühte sein Freund sich um eine gewähltere Sprache. Er verzichtete auf sein breites Plattdeutsch und ahmte bisweilen sogar die französischen Ausdrücke nach, die vornehme Leute gern gebrauchten.

Stephan war Willy gegenüber immer äußerst großzügig gewesen, hatte ihn zum Essen eingeladen und ihm sogar einen Anzug aus Paris gekauft. Willy trug ihn für Stephan, wenn sie in einem diskreten Lokal dinierten, sonst hatte er keine Gelegenheit dazu. An solchen Abenden tranken sie Champagner.

Einmal hatte Willy Austern probiert, der Ekel war ihm deutlich anzusehen gewesen. Aber er hatte nichts gesagt. Beim nächsten Mal hatte Willy es mit Hummer versucht, der ihm besser zu schmecken schien.

»Stephan, warum bist du so wütend? Ist es, weil ich deinen Vater erwähnt habe? Dann tut es mir leid. Ich wollte dich nicht kränken.«

Seine unterwürfige Art traf Stephan wie ein Messerstich. Dabei war doch er derjenige, der Willy die Klinge ins Fleisch bohrte. Darum konnte er es auch nicht ertragen, ihn anzusehen. Willy schloss die Finger um seine Schulter, als wollte er sie zerdrücken. Morgen wären bestimmt die Spuren zu sehen, dachte Stephan flüchtig.

»Lass meinen Vater aus dem Spiel.« Seine Stimme klang barsch.

»Wie du willst.«

Nun drehte er sich zögernd um. Willy stützte sich auf einen Ellbogen und schaute ihn betreten an.

Sie hatten schöne Stunden miteinander verbracht, in Kellertheatern über zotige Possenreißer gelacht, in entlegenen Landgasthöfen oder verschwiegenen Separees gegessen. Manchmal waren sie an den Rhein gegangen und hatten nach englischer Art ein Picknick im schützend hohen Gras gehalten. All diese Erinnerungen flammten sekundenlang in seinem Inneren auf.

Abrupt schlang Stephan den Arm um Willys Hals und küsste ihn brutal auf die Lippen. Dann erzählte er ihm von der Abreise. Er hatte es lange hinausgeschoben, doch morgen ging sein Zug.

Sein Freund sah ihn aus großen, verletzten Augen an.

»Das ist ... weit weg«, meinte Willy, der nie weiter als bis Köln gekommen war. »Wir haben uns so selten gesehen in letzter Zeit. Und jetzt willst du ganz weg von hier? Kann ich nicht mitkommen?«

*Das darf nicht sein*, war Stephans erster Gedanke, und er kam sich grausam vor. Sie hatten viel Zeit miteinander verbracht, ein Geheimnis geteilt, das sie aufs Engste miteinander verband, und

doch dachte er in diesem Augenblick nur: *Ich darf mir diese Zukunft durch nichts und niemanden zerstören lassen.*

Er beschloss, Willy hinzuhalten. »Ich muss mich erst dort einleben. Für mich ist Berlin auch fremd. Stell dir vor, fast eine Million Menschen. Wenn ich mir eine Wohnung eingerichtet habe, von der niemand weiß und in der wir uns ungestört treffen können, sind wir sicher. Gib mir ein bisschen Zeit.«

Er fuhr Willy durchs zerzauste Haar. Es fiel ihm nicht leicht, den Freund zu belügen, doch dieser würde schon bald der Vergangenheit angehören. Wenn Stephan das Rheinland verließ, musste er auch Willy hinter sich lassen.

»Ich weiß nicht, wie ich es ohne dich aushalten soll«, sagte der junge Mann mit Tränen in den Augen. »Früher war es anders, da hatte ich heut' den einen, morgen einen anderen. Hier ein Abendessen, da ein paar Mark oder ein neues Hemd. Aber seit ich dich kenne ...« Er schluckte und wandte sich ab.

Stephan zog einige Scheine aus der Tasche und legte sie auf den Tisch. Als Willy protestieren wollte, drückte er ihm sanft die Hand auf den Mund. »Wenn ich kann, schicke ich mehr. Aber du musst mir versprechen, uns nicht in Gefahr zu bringen. Du darfst mit niemandem darüber reden.« Er biss sich auf die Lippen und sah den Freund mit ernstem Blick an. »Wenn du in Not gerätst und nicht anders kannst ... Ich schwöre dir, dass ich es dir nicht übelnehme, wenn du andere Männer triffst.«

Willys Blick war wie ein Messer. »Das werde ich nicht tun.«

»Vielleicht musst du es tun. Oder du suchst dir eine Stelle in einem Lokal, als Kellner oder Küchenhelfer.« Er wusste genau, dass es Willy nicht gefallen würde, für wenig Geld schwer zu arbeiten, dafür hatte er zu lange ein angenehmes Leben geführt. Stephan hoffte, dass Willys Überlebensinstinkt sich durchsetzen



Susanne Goga

## **Die Sprache der Schatten**

Roman

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 448 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-35468-5

Diana

Erscheinungstermin: Mai 2011

Ein opulenter, farbenprächtiger Roman im Berlin des 19. Jahrhunderts

Schwarze Schatten, schemenhafte Züge, abgewandte Gestalten. Eine eindringliche Szenerie und kein einziges Gesicht. Als Rika das namenlose Bild geschenkt bekommt, ist sie so fasziniert, dass sie beschließt, den Maler ausfindig zu machen. Ihre Suche führt sie in die Spandauer Vorstadt zu Anthonis, einem Außenseiter, talentiert und rätselhaft, der sich von der Welt zurückgezogen hat und meist nur noch eine Sache auf die Leinwand bringt: Menschen ohne Gesichter. Instinktiv weiß Rika, dass mehr dahintersteckt, als Anthonis sie glauben lassen will — und sie ist entschlossen, sein Geheimnis zu enthüllen ...